



## IM HÖRSAAL DER VERGANGENHEIT

**DAS STUDIUM IST EIN KIND SEINER ZEIT. ERKENNEN WIR UNS WIEDER, WENN WIR IM UNIVERSITÄREN LEBEN TÜBINGENS ZWEI JAHRHUNDERTSCHRITTE RÜCKWÄRTS TUN? MIT DEN JAHREN 1818 UND 1918 BLICKEN WIR AUF ZEITEN, DIE HEUTE DOCH SEHR FREMD ERSCHEINEN.**

Text: Cornelius Dieckmann | Lesezeit: 4 Minuten

Ein Wintermorgen anno 1818. Kalt ist es – und dunkel. Der Studiosus quält sich fröstelnd aus dem Bett, ergreift geschwind noch Tintenfass und Feder und eilt schon zur Tür hinaus, den Kragen ins Gesicht geschlagen. Vorlesung über die christliche Dogmatik bei Herrn Dr. Wurm. Das heißt: eine Stunde strenger Gelehrsamkeit im ungeheizten Auditorium. Und der Wurm doziert auch wirklich allzu zäh heute, sodass einem trotz der Eiseskälte und der kratzenden Federkiele bald die Augen zufallen wollen. Die Stunde zieht sich ewig, scheint gar nicht mehr zu enden, bis endlich – *Hosianna!* – der Glockenschlag der Stiftskirche die matte Hörerschaft erlöst.

Dass den Tübinger Studenten ihre

Vorlesungen bisweilen seltsam lang vorgekommen sein mögen, hatte seinen Grund jenseits von Trägheit und Langeweile. Nach jahrhundertelanger Selbstbestimmung war die Universität 1806 mit dem Zerfall des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation zur Staatsanstalt geworden – und hatte damit auch ihre Lehrveranstaltungen nach der städtischen Uhrzeit zu richten. Wahrlich kein Vorteil, denn Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Tübinger Uhrwerke der Winterkälte noch nicht recht gewachsen. So bittet 1817 der Rektor das Oberamt in einem Schreiben, es möge doch bitte die „Correction“ der ständig falschgehenden Uhren nachts vornehmen und nicht während der Lehrzeiten. Ob die Studenten morgens

also eine Stunde frieren mussten oder etwa anderthalb, war gewissermaßen Glückssache.

### STUDENTEN AUS KARLSRUHE ODER BERLIN SIND „AUSLÄNDER“

Die Zeit diktierte das Studieren – und das auch im politischen Sinne. Im Winterhalbjahr 1817/18 waren unter 245 in der Stadt eingeschriebenen Studenten – Frauen durften sich erst ab 1904 immatrikulieren – ganze 94 als Ausländer verzeichnet. Das lag nicht an etwaigen internationalen Bemühungen der

Universität, sondern war schlicht eine Folge der Kleinstaaterei. „Ausländer“, das waren Karlsruher, Frankfurter, Bremer, Berliner... kurzum: alle Nicht-Württemberger. „Deutschland“ war Zukunftsdenken – zum Leidwesen der Studentenschaft, die sich einheitsdeutschen Patriotismus wünschte. So ziert ein Spruchband das Gründungswappen der Tübinger Burschenschaft Germania, der den Wahlspruch der Jenaer Urburschenschaft von 1815 übernimmt: „Ehre, Freiheit, Vaterland.“



Studentenverbindungen sind zu dieser Zeit erst wenige Jahre jung, dafür aber voll Aufbruchstimmung. Überall werden an deutschen Universitäten Forderungen nach einem deutschen Nationalstaat laut – ein progressives Ideal, das auch in Tübingen Anklang findet. Zu progressiv für die alte Regierungsgarde, denn schon in der zweiten Hälfte der 1820er Jahre erfolgt die strikte staatliche Kontrolle der Verbindungen, in deren Folge sich zahlreiche von ihnen auflösen und einige lediglich noch im Geheimen bestehen bleiben.

Besonders frei war das Studium also nicht – von institutioneller Seite gab es mit Vorliebe Zügelungen und Vorschriften. Immerhin so etwas wie Uni-Sport findet sich im Vorlesungsverzeichnis. Da heißt es recht sparsam: „Auch findet man Gelegenheit zu Erlernung des Reitens, Fechtens, Tanzens, der Musik, u.s.w.“ Ein milder Trost bei so viel Dogmatik.

Hundert Jahre später ist alles anders. Kriegslust, Korps und Kaisertreue:

Wenn von knappen 2500 Studierenden etwa 2000 im Heeresdienst stehen, kann von einem akademischen Studium keine Rede mehr sein. Ein Blick in das Matrikelverzeichnis des Winterhalbjahres 1917/18 ist ernüchternd. Der Personalliste schickt die Universität neun eng gedruckte Seiten mit den Namen der Kriegsgefallenen voraus. Bis Kriegsende verlieren über 730 Universitätsangehörige ihr Leben. In Tübingen selbst ist es ein Mangelstudium an allen Enden: Nahrungsmittel, Metall, Papier – 1918 beschließt die Universität, die Doktorwürde auch ohne Abgabe einer gedruckten Dissertation zu erteilen.

## „DIE KRIEGSSTUDENTEN HABEN IHRE MILITÄRISCHE VERWENDUNG NACHZUWEISEN.“

Dennoch: Der Erste Weltkrieg wird von der Tübinger Studentenschaft mit großem Jubel begrüßt. Schon im ersten Kriegsjahr ziehen beinahe 90 Prozent der Eingeschriebenen ins Feld – mehr als aus jeder anderen deutschen Universität. Der Krieg wird für viele Studierende zum Lebensinhalt, das Studium selbst findet da kaum Platz. So ersucht ein Brief eines stolzen Vaters, die juristische Fakultät solle seinen Sohn *in*

*absentia* immatrikulieren, da sich dieser schon zu Beginn des Krieges „freiwillig zu den Fahnen gestellt“ habe.

Die Wahl, den Büchern die Waffe vorzuziehen, ist auch bei der Universitätsführung kaum umstritten, die ihre Autorität ganz in den vaterländischen Dienst stellt. Das ist keine passive Anpassung, sondern tiefe Überzeugung von der Rechtschaffenheit des Krieges. In dessen erstem Winter bieten Dozenten eine interdisziplinäre Vorlesungsreihe an, die „in die Gedankenwelt des Krieges“ einführen soll. Die militärisch-kalte Sprache liest sich heute befremdlich, so auch der Hinweis im Vorlesungsverzeichnis 1917/18, Medizinern könne „ein Kriegsemester auf die für die Prüfung vorgeschriebene Studienzeit angerechnet“ werden. Bedingung: „Bei Wiederaufnahme ihrer Studien haben die Kriegsstudenten ihre militärische Verwendung nachzuweisen.“

## DER HEERESDIENST LÖST DAS STUDIUM ALS REIFEPRÜFUNG AB

In Tübingen, wie an den anderen Universitäten des Reiches, fallen Studien- und Heereszeit zusammen. Viele kehren nicht wieder, der Tod ist



Postkarte aus dem Feld, Mai 1918. Zweite Maschinengewehrkompanie, Württembergisches Infanterieregiment 120 in Marchélepot an der Somme. Auch Tübinger Studenten befinden sich darunter.

allgegenwärtig. Im Januar 1918 trauert die Burschenschaft Derendingia in ihrer Kriegszeitung um Friedrich Tolle, einen vom „wahllos waltenden Schlachtentod entrissenen Bundesbruder“. Wie schon ein Jahrhundert eher lässt sich der Zeitgeist 1918 gut an den Verbindungen ablesen, denen etwa die Hälfte aller Studierenden angehört. Nicht zuletzt wegen des Stolzes auf die 1871 erreichte Reichsgründung ist bei vielen der Patriotismus in Fanatismus ausgeartet. Der Krieg bietet dafür eine neuerliche gemeinsame Sache. Eifrig zieht die Mehrheit der Burschenschafter ins Feld, von wo einer postalischen Bericht erstattet: „Mancher Englischmann hat dran glauben müssen“ – das die Diktion der Stunde. In Tolles Studentenakte findet sich eine für die Zeit typische Korrespondenz. Auf dünnem Papier schreibt der Vater, er habe die traurige Pflicht, der Universität mitzuteilen, dass sein Sohn, Vizefeldwebel und Offizier, bei einem Sturmangriff in der Champagne gefallen sei. Allein ein Schlusssatz bricht die Protokollsprache und steigt ins Menschliche über: „Ich danke der Universität für alles Gute, das sie meinem lieben, einzigen Kind geboten hat.“ Die Universität im Krieg: eine *alma mater*, der die Kinder wegsterben.

Ein Jahrhundert, zwei Jahrhunderte – mehr als ein Menschenleben liegt zwischen uns und diesen Geschichten. Die Universität ist geblieben, sie trägt denselben Namen und steht am selben Ort. Wer in Tübingen studiert, ist Teil ihrer Historie. Und doch macht dieser Rückblick deutlich, dass im Eigenen manchmal eine Fremdheit steckt. Wer die Vergangenheit aber kennt, versteht sich schließlich selbst auch besser. Man muss dankbar sein, dass sich im Zeitwandel vieles geändert hat. 2018 studieren wir ohne Kriegstrommeln, in geheizten Hörsälen und mit gut gedruckten Büchern. Wir müssen nicht mehr wählen zwischen Schlacht und Studium. Ein Glück. Aber zu diesem Heute gehört ein Gestern.



**Cornelius Dieckmann (22)** studiert im siebten Semester Anglistik/Amerikanistik und Internationale Literaturen.



Wieder hat der wahllos waltende Schlachtentod uns einen Bundesbruder entrissen. Diesesmal ein Mitglied unseres jüngsten Nachwuchses, einen von denen, die in sorgloser Fuxenseligkeit das S. S. 14 am Neckarstrand verlebten. Der 7. aus der Zahl der Aktiven jenes Semesters. Lange Zeit schwebte Dunkel über dem Schicksal unseres Tolle, der seit dem Gefechtstage vom 9. 5. 17 vermißt war, bis kurz vor Weihnachten das Hangen und Bangen der Eltern um ihr einziges Kind die traurige Lösung erhielt.

Tolle hatte sich in den ersten Mobilmachungstagen in seiner Heimat als Kriegsfreiwilliger gemeldet, war jedoch zurückgestellt worden, da der Andrang in Hamburg zu groß war. Erst im Januar 15 wurde er beim Inf.-Regt. 86 in Flensburg eingestellt. Eine schwere Scharlacherkrankung, ein später erlittener Knöchelbruch verursachten, daß er erst im November 15 ins Feld kam. Das Regiment, dem er zugeteilt war, lag in den Vogesen. Dort war es, wo sein Konfux Warnecke, der zum gleichen Regiment gekommen war, im Juli 16 ihn eines Tages zufällig entdeckte und zwar als Posten, 10 Meter von den feindlichen Gräben. Die Freude des Zusammenseins dauerte kurz, da Tolle bald zu einem Off.-Anwärterkurs, Warnecke zu einem anderen Regiment kam. Ohne es zu wissen, kamen die Beiden im Mai 17 wieder nahe zusammen: Tolle ist an derselben Stelle der Front gefallen, wo Warnecke einige Tage zuvor verwundet worden war.

Am 9. Mai hatte Tolles Kompanie franz. Gräben am Fort Br. gestürmt. Tolle, der als Erster im Graben war, hatte sich eine Zigarette angezündet und dann Verbindung nach rechts gesucht. Von da ab wurde er

#### Abbildungen

- 1) Verzeichnis der Studierenden der Universität Tübingen, Wintersemester 1817/18 (*DigiTue*).
- 2) Wappen der Burschenschaft Germania, 1816 (Vorlage Universitätsarchiv Tübingen: UAT S 19/69-2 Nr. 34).
- 3) Postkarte aus dem Feld (Vorlage Universitätsarchiv Tübingen: UAT S 19/66-2 Nr. 5).
- 4) Kriegszeitung der Burschenschaft Derendingia zu Tübingen, Januar/Februar 1918 (*DigiTue*).